

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Anne-France Dautheville
Der Wind war mein Begleiter

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Kapitelverzeichnis

ERSTER TEIL

1. Die empörte Heldin faßt den Entschluß, um die Welt zu fahren	7
2. Montreal bei Nacht	14
3. Quebec bei Tag	24
4. Wie die Heldin gemeinerweise in den Straßengraben gestoßen wurde	28
5. Grundlegende Betrachtungen über die Stellung der Frau in ihrer Rolle als Weltreisende	36
6. Ein Kapitel voller Bären, Fahrräder und anderen unangenehmen Tieren	45
7. Sam	51
8. Sams wahre Natur	59
9. Diese Kanadier sind verrückt	68
10. Die Heldin tauscht Wind gegen Schotter ein	79
11. Das Abenteuer des Alaska Highway beginnt	85
12. Meine Badewanne im tiefen Wald	93
13. Die Heldin verläßt Kanada zu ihrem größten Bedauern	101
14. Die Heldin verbringt ein paar vergnügliche Tage in Anchorage	106

ZWEITER TEIL

15. Der Planet der Pinguine	115
16. Die Heldin lernt einiges über Japan, Motoren und Badesitten	119
17. Kleine japanische Spiele	125
18. Die Heldin wird das Opfer eines Mißverständnisses	130
19. Die Heldin verläßt Japan ohne jegliches Bedauern	135
	271

DRITTER TEIL

20. Die indische Dusche	143
21. Die Heldin flüchtet sich in ein Kloster	152
22. So ein hübsches Städtchen	160
23. Die Heldin besteigt gezwungenermaßen einen Zug	170
24. Und Gott erschuf einen tüchtigen Vizekonsul	175
25. Die Heldin ist nicht mehr allein	181
26. Vater Desmond	188
27. Der Wind begleitet mich auf der wiedergefundenen Land- straße	192
28. Die Heldin verläßt Indien mit sehr viel Bedauern	197

VIERTER TEIL

29. Hätte ich mehr Zeit gehabt, wie hätte ich Pakistan geliebt!	203
30. Mein geliebtes Afghanistan	215
31. Kabul, die nüchterne Stadt	220
32. Tschai-tschai	226
33. Persische Gastfreundschaft	234
34. Sie sind verrückt, diese Perser	239
35. Agri in Kurdistan	247
36. Landschaft mit Gedankensplittern	253
37. Die Heimfahrt wird der Heldin nicht leichtgemacht	256

ANHANG

Kleine Ratschläge für eine große Reise	267
Kapitelverzeichnis	271

Die empörte Heldin faßt den Entschluß, um die Welt zu fahren

Im Grunde genommen war die Idee, in so kurzer Zeit um die Welt zu fahren, idiotisch. Und gefährlich. Idiotisch, weil ich zu viele Dinge zu schnell gesehen, an allem nur geschnuppert und möglicherweise nichts begriffen habe. Gefährlich, weil sich bei meiner Art zu reisen die Eindrücke überstürzen; man lebt dann zu intensiv. Und so hat mich die Reise denn auch aufgewühlt bis ins Innerste und verwirrt zurückgelassen. Der beste Beweis dafür ist, daß ich froh bin, wieder zu Hause zu sein. Und das ohne jede Anpassungsschwierigkeiten. Ich bin einfach zu müde zum Revoltieren. Ich habe in vier Monaten zu viel gesehen.

Es begann damit, daß mir eine haarsträubende Geschichte zu Ohren kam und ich sofort zu Tom stürzte. Der saß mit ein paar Kollegen in seinem Redaktionsbüro. In meiner Wut würdigte ich sie keines Grußes und kam direkt zur Sache.

«Tom, du weißt doch noch, wie ich letztes Jahr gereist bin?»
«Klar – mit deinem Motorrad, deiner Guzzi.»

«Und weißt du, was die Leute jetzt sagen? Ich sei im Kombi-
wagen gefahren! Hast du das etwa auch gehört?»

«Reg dich ab, Mädchen.»

Ich trat zornentbrannt gegen einen Aktenschrank und ver-
setzte den Stühlen einige kräftige Fußtritte.

«Mit einem Kombiwagen! Ich! (Päng gegen das Möbel.)

«Zwanzigtausend Kilometer in einem Kombiwagen!» (Päng
gegen einen Stuhl, der ächzend schwankte.)

«Und wer hat das behauptet?»

«Ein Journalist. Ich habe es eben erfahren. Er hat mich noch
nie gesehen, und ich kann von Glück reden, daß er mich
überhaupt empfing, nach allem, was er von mir gehört hat. Da
scheure ich mir zwei Monate lang den Hintern auf einer Guzzi
wund, und was tun meine lieben Freunde? Sie erklären, ich sei
mit einem Kombiwagen gereist. Oh, ihr Schufte!»

«Immer mit der Ruhe, Mädchen. Wir wissen alle, daß du mit
einem Motorrad gefahren bist. Zufrieden?»

«Zufrieden! Ich! Verstehst du denn nicht, wie gemein es ist,
zu behaupten, ich sei im Kombiwagen gereist. Hast du das etwa
auch gehört?»

«Aber nein», sagte er honigsüß.

«Und ihr?»

Sie schwiegen betreten wie Männer, die in Gegenwart eines
gehörnten Ehegatten nicht lachen wollen. Päng, ein weiterer
Fußtritt; der Aktenschrank kam bedenklich ins Wanken.

«Nun, wie dem auch sei, was willst du dran ändern?»

«Ich fahre nach Alaska, und zwar allein, verstehst du? Auf
einer 125 ccm. Und diesmal lasse ich es mir von der Polizei
bescheinigen.»

Tom verpaßte mir einen herzhaften Kuß und spendierte mir
drei Runden am Spielautomaten, um meine Nerven zu beruhi-
gen. Schließlich entließ er mich mit einem mitleidigen Blick in
seinem treuen Auge.

Und somit fuhr ich nach Alaska. Wohin ich sowieso schon
längst wollte.

Aber noch war ich nicht fort. Erstes Problem: das Motorrad.

Ich habe ein kleines, sehr schickes Motorrad geerbt – eine Kawasaki. Sie ist gelb wie ein Kanarienvogel, heißt poetischerweise GA 5 und ist kapriziös von Natur. Zumeist rattert sie brav über die Straßen, gelegentlich jedoch bockt sie, stockert, hustet oder braust plötzlich davon. Gebaut ist sie für den Großstadtverkehr und hat eine Lebensdauer von zehntausend Kilometern. Danach bricht sie zusammen und endet auf dem Motorradfriedhof neben ihren Kameraden. Zumindest wird das behauptet; wahrscheinlich von denselben Leuten, die das Gerücht über meine Fahrt im Kombiwagen verbreitet haben. Da ich von Motoren so gut wie nichts verstehe, sagte ich mir folgendes: Bei einem Zweitakter mit nur einem Zylinder (und daher auch nur mit einem Auspuff, so viel weiß ich immerhin) gibt es irgendwo (Gott allein weiß, wo) auch eine Kupplung, einen Kolben und ein Getriebe (der elektrische Zubehör ist wohl mehr als Schmuck gedacht), aber sehr viel kann in dem Getriebe nicht drin sein, ergo, kann wenig kaputtgehen.

Doch sicherheitshalber ging ich zu «Motorrelais». Motorrelais ist eine Garage, wo der Kunde arbeitet. Man leiht ihm Werkzeuge, und er beschmiert sich mit Öl. Aber mit ein paar wohlangebrachten Tränen ist es mir noch immer gelungen, den anderen die Schmutzarbeit aufzuhalsen und mir selbst die gepflegten Fingernägel zu erhalten. Also weinte ich gekonnt, und schon bekam ich einen prächtigen Gepäckständer mit zwei abschließbaren Blechbehältern für meine Sommerfähnchen angeschraubt.

«Und der Motor?»

«Was ist mit dem Motor?» fragte Motorrelais mit einer hochgezogenen Braue.

«Sollte man ihn nicht vielleicht nachsehen, ich meine ...»

«Nicht nötig, Fräulein. Im Motor ist ja nichts drin, was soll da kaputtgehen?»

«Sind Sie unter die Hellseher gegangen?»

Die andere Braue schnellte hoch. Und der Motor blieb, wie Nippon ihn geschaffen hatte.

Kurz vor der Abreise traf ich zufällig meine Freunde Greg und Geraldine auf einem Feldweg, achtzig Kilometer vor Paris. Ich liebe die beiden sehr.

«Du gehst also wirklich wieder auf große Fahrt?»

«Ja, klar.»

«Und diesmal nach Alaska?»

«Ich habe Lust auf Natur.»

«Und was machst du, wenn du vom Motorrad fällst?» fragte mich Greg, hämisch wie ein Zollbeamter.

Anfangs war ich nämlich mit meiner schweren Guzzi öfters umgekippt, und Greg war jedes Mal zufällig Zeuge dieser Stürze gewesen. Galanterweise taufte er mich daraufhin «die Gefallene der Landstraße». Die lieben Freunde!

«Du kannst unken, soviel du willst, diesmal falle ich erst, wenn ich mindestens tausend Kilometer auf dem Tacho habe.»

«Wetten?»

«Wette angenommen.»

Der Scherz ist so feinsinnig, daß ihn niemand außer uns dreien richtig würdigen kann. Auf meiner letzten Reise hatte ich nämlich einem Kilometerstein den Garaus gemacht, und das mitten auf dem Mont Cenis, achthundert Kilometer von Paris entfernt. Aber damals hatte der liebe Greg gewettet, ich würde schon nach fünfhundert Kilometern zu Boden gehen.

Schließlich blieb noch das zweite und wichtigste Problem zu lösen: die Dollars. Ich hatte zwar gerade genug Geld für die Reise, aber wenn sich jemand erböte, für mich zu zahlen, war ich zu jeder Bloßstellung bereit. (Natürlich unter Wahrung meiner Sittsamkeit, des öffentlichen Anstands und so weiter.) Und in diesem kritischen Moment schickte mir der Himmel einen höchst fragwürdigen Engel – nennen wir ihn Gabriel. Gabriel ist ein schöner Mensch, mindestens fünfunddreißig Jahre alt, groß, schlank, sonnengebräunt, mit einer Adlernase, großen Augen, einem südfranzösischen Akzent und Jeans, die farblich auf seine Hemden abgestimmt sind. Der offenstehende

Kragen enthüllt eine bronzene Brust, auf der ein Medaillon baumelt. Ach ja, und weiße Mokassins schmücken seine Füße.

«Was du vorhast, ist Klasse. Ich werde dir unter die Arme greifen.»

«Nett von dir.»

Zwei Stunden später empfing mich der Leiter einer Rundfunkstation. Er hörte mich mit großer Geduld an. Dann erklärte er mir liebenswürdig, daß heutzutage Krethi und Plethi mit dem Motorrad nach Alaska führen. «Mit der Geschichte locken Sie keine Katze hinter dem Ofen vor.» Und daher könnte er mir leider auch kein Geld geben, aber er würde natürlich gerne versuchen, ob vielleicht jemand anders und so weiter. Zwei Tage später empfing mich der Chefredakteur einer großen Zeitung. Er erklärte mir liebenswürdig, daß heutzutage Krethi und Plethi mit dem Motorrad nach Alaska führen, und daher könnte er mir leider . . .

Aber mein Gabriel war so leicht nicht zu entmutigen, und so griff er mir weiterhin unter die Arme.

«Paß mal auf, von unterwegs schickst du mir Tonbänder, auf denen du mir alles, aber hörst du, wirklich alles, erzählst. Und bei deiner Rückkehr schreiben wir dann Artikel für die Illustrierten. Die Artikel plaziere ich dir schon. Ich kenne Gott und die Welt.»

Ich lauschte seinen Worten so andächtig wie einem Symphoniekonzert. Großartig, was er mir da alles erzählte. Mit dem Geld, das ich durch ihn verdienen würde, hätte ich ausgesorgt. Als er merkte, daß ich wie gebannt an seinen Lippen hing, sprach er mit mir von «Mann zu Mann». Er verstieg sich sogar dazu, mir einen Orangensaft zu spendieren.

«Ich meine, die Sache, die wir da vorhaben, ist ganz große Klasse, aber sie verlangt natürlich auch vollen Einsatz und Konzentration. Will sagen, wenn ich deine Reise für dich auswerten soll, laß ich alles andere schießen.»

«Ja, ja, natürlich.»

«Wenn du also willst, daß ich einsteige, dann mußt du mir einen Vorschuß geben.»

«Vorschuß?»

«Na ja, Geld braucht der Mensch.»

«Aber – ich habe kein Geld. Wenn du mir irgendeinen Zugschuß an Land ziehst, dann kriegst du deine Prozente ab. Aber dir Geld vorschießen – das kann ich nicht.»

«Kannst du dir nicht was borgen?»

«Du bist wohl nicht recht bei Trost. Ich will schließlich meine Freunde behalten.»

«Aber du kannst es ihnen doch lässig zurückzahlen. Bald schwimmst du in Geld.»

«Na gut, dann warte ab, bis ich schwimme, und dann zieh deine Provision ab.»

Er setzte die Miene eines Geschäftsmannes auf, der voller Bedauern zusieht, wie sein Kunde sich eine einzigartige Gelegenheit entgehen läßt.

«Ja, in dem Fall – muß ich leider verzichten.»

«Du brichst mir das Herz.»

«Aber das tut unserer Freundschaft hoffentlich keinen Abbruch.»

«Natürlich nicht.»

Wir haben uns lang und innig die Hände geschüttelt. Dann entschwand er meinen Blicken samt Medaillon, Arbeitsethos und farblich aufs Hemd abgestimmten Jeans.

Wobei letzteres noch vertretbar ist.

Meine armen Eltern geraten immer noch in einen panikartigen Zustand, sobald ich auch nur das Weichbild der Stadt verlasse. Ich war kaum drei Tage fort, als Gabriel sie anrief. (Wie mir später berichtet wurde.)

«Entschuldigen Sie, es ist mir äußerst peinlich, aber Ihre Tochter schuldet mir Geld, in der Aufregung der Abreise hat sie das wohl vergessen. Könnten Sie vielleicht diese Kleinigkeit regeln?»

Und *das* werde ich ihm nie verzeihen.

Im letzten Moment hatte ich in meinem Unglück doch noch etwas Glück. Als ich eines Tages von einer Unterredung mit einem Direktor, der mir kein Geld geben wollte, weil heutzutage Krethi und Plethi mit dem Motorrad nach Alaska fahren, bedrückt heimkehrte, empfing mich meine Mutter mit der Miene eines Verschwörers.

«Rat mal, was passiert ist.»

«Was?»

«Die *Canadian Airlines* zahlen dir deine Reise nach Montreal.»

«Hurra!» rief ich begeistert und schenkte mir einen doppelten Wodka ein, um meine Nerven zu beruhigen. Nun gab es kein Zurück mehr. Die Kanadier zahlten mir mein Billett. Nun hatte ich keinen Vorwand mehr, mich zu drücken, nicht einmal krank werden durfte ich. Sie hatten mich an meinem Ehrgefühl gepackt.

Ehrgefühl zu haben, kann manchmal sehr lästig sein.

Montreal bei Nacht

Zum ersten Mal in meinem Leben flog ich in einem Jumbojet. Zwei Stewardessen begrüßten mich mit einem strahlenden Jumbo-Lächeln und wiesen mir einen Sitz inmitten eines Regiments von Sitzen an. Doch schon nach kurzer Zeit transferierten sie mich in die erste Klasse – aus schierer Nettigkeit. Dort saß ich nun und bewachte den einen Flügel, damit er auch ja nicht abbräche. Das ist nämlich meine Hauptangst beim Fliegen. Ich beobachtete herzklopfend den Flügel und bekomme tief religiöse Anwandlungen. Bei den *Canadian Airlines* allerdings wurde mir die Bewachung des Flügels schwer gemacht. Alle dreißig Sekunden erschienen die beiden Luftdamen, die inzwischen gehört hatten, daß ich mit einem Motorrad und alleine nach Alaska fahren wollte, und verwöhnten mich mit Sekt, Wodka, Petits Fours und anderen Köstlichkeiten. Es war ein so fürstliches Gelage, daß ich schnöde meinen Beobachtungsposten verließ und in einen süßen Verdauungsschlummer glitt.

«Bitte anschnallen und das Rauchen einstellen.»

Jäh fuhr ich hoch und bezog wieder meinen Beobachtungs-

posten. Das Auge haftete auf dem Flügel, die Seele richtete sich himmelwärts, die Hand umkrampfte das Schloß des Sicherheitsgurtes, die Muskeln spannten sich, um mich im Notfall durch den Notausgang zu katapultieren. Doch Gott war gnädig. Einige bange Minuten, und die Erde hatte mich wieder. Aber nun ergriff mich aufs neue die andere Angst, die vor der bevorstehenden Reise.

Das Motorrad war in seiner Kiste und wartete darauf, herausgeholt zu werden. Ich quetschte eine Hand durch eine Bretterlücke, fummelte an einem der Gepäckbehälter herum und bekam – o Wunder! – wirklich den Hammer zu fassen.

Hier muß ich einfügen, daß dieser Hammer mein größter Stolz ist. Ganz aus Stahl, hat die eine Seite einen Schlitz zum Nägel-Herausziehen, und das Schaftende ist so abgeflacht, daß man es als Stemmeisen benutzen kann. Mit diesem Wunderwerkzeug zerrte und drehte ich also verbissen an den Nägeln der Kiste. Mir war zumute wie jemand, der mit einer Nagelfeile eine Betonwand attackiert. «Autsch», ich fluchte laut und vernehmlich, was zwei Herren dazu bewog, mir zu Hilfe zu eilen. Sie befreiten das Motorrad aus seinem Gehäuse, und ich brauchte nur noch die Lenkstange anzuschrauben.

«Wohin geht denn die Reise?»

«Nach Alaska.»

«Was – mit dem kleinen Ding? Das bricht Ihnen doch gleich zusammen.»

Ich stand mit geschlossenen Augen da und konzentrierte mich auf die Lenkstange. Ich drehte sie in der Luft mal nach links, mal nach rechts und wartete auf eine Eingebung. Die Herren schwiegen.

«Ich werde es nie lernen. Schraubt man nun linksherum zu und rechtsherum auf oder umgekehrt?»

Den Blicken der beiden Herren entnahm ich, daß sie mir nicht die geringste Chance gaben, auch nur in die Nähe von Alaska zu kommen.

Nach längerem Herumprobieren gewann meine Kawa ihre ursprüngliche Form zurück. Blieb noch ein letztes Problem. Laut Luftsicherheitsvorschriften sind Öl und Benzin zwar in den Flugzeugmotoren zulässig, nicht aber in den Fahrzeugen, die sie transportieren. Das hieß also, ich mußte meinen vollgepackten Lastesel bis zur Tankstelle schieben, die sich gegenüber dem Flughafen befand. Gerade als ich zielbewußt auf die Tür zusteuerte, gab es einen Knacks, und der elektrische Strom versiegte. Kein Licht, kein Nichts, die automatischen Türen blieben hermetisch verschlossen. Montreal war ins Mittelalter zurückgefallen.

Mit einem Fuß stieß ich die einzige Tür auf, die noch altmodisch in Angeln hing. Ich versetzte meinem Motorrad einen kühnen Stoß, fing es mit der rechten Hand wieder auf, rutschte aus, hielt wie durch ein Wunder mein Gleichgewicht, atmete auf und trat den langen beschwerlichen Weg zur rettenden Tankstelle an.

Sollten sie je im Sommer mit leerem Benzintank in Montreal landen, machen Sie sich bitte auf einen kilometerlangen Marsch gefaßt. Und das unter einer tropischen Sonne. Auf meiner ganzen Reise habe ich nirgends so geschwitzt wie in Montreal und Tokio. Als ich bei der Tankstelle ankam, war meine bildschöne neue Lederkombination klitschnaß. Die beiden Tankwarte lagen lässig hingegossen auf ihren Stühlen. Sie warfen mir einen gleichgültigen Blick zu und versanken sofort wieder in Dämmerschlaf. Ich wartete geduldig auf ihr Erwachen. Sie rührten sich nicht. Ich hütelte diskret. Nichts. Ich kratzte mich hinterm Ohr. Nichts. Meine internationale Pantomime der «Dame, die um Aufmerksamkeit bittet» blieb ohne jeglichen Erfolg. Ich sattelte auf eine Sprechrolle um.

«Verzeihung, ist dies eine Tankstelle?»

«Hm.»

«Könnten Sie mir bitte Benzin verkaufen?»

«Geht nicht. Kein Strom.»

Natürlich, ohne Strom kann eine Pumpe nicht pumpen.

«Und Sie haben keine Pumpe mit Handbetrieb?»